

SHIRAHAMA

Da ist eine Frau am Strand. Wir wissen nicht, woher sie kommt. Das ist auch nicht wichtig. Wir kennen den Schnitt ihrer Augen nicht und nicht die Sprache der Wiegenlieder, die man vielleicht einmal für sie sang. Wir können sehen, wie sie zaghaft über den porösen Stein streicht, auf dem sie sitzt. Neugierig taucht sie ihre große Zehe ins Wasser, in ein Meer, das so aussieht, als würde es sie berühren oder auch nicht, als würde es sie berühren oder fast berühren. Das Wasser ist eiskalt. Wir wissen, dass da eine Frau am Strand ist, doch das ist noch nicht alles. Wir wissen auch, dass die Frau nicht spricht. Die Ärzte sagen, dass sie auch nichts hört. Nicht selten hat man sie für dumm gehalten.

Aber die Frau hört ganz deutlich, wie die Wellen zu ihren Füßen gegen den riesigen Stein schlagen und während sie ihre leblose Freundin berührt, lächelt sie. Natürlich sollte man erklären, wo die Geschichte spielt, sollte man sagen, wie die Frau an diesen Strand kam und nicht an einen anderen und was sie denkt, wenn sie den Stein, ihre Vertraute, berührt und nicht irgendeinen anderen Stein. Wer sich das alles ausgedacht hat und wer es sich nun beim Lesen noch einmal ausdenkt, wird bereits ahnen, dass die Frau keine Sprache hat, weil sie keine haben will; nehmen wir es einmal so an, da wir doch ganz genau wissen, dass sich diese Geschichte, so wie alle Geschichten, die wir uns gegenseitig erzählen, auf der Ebene der Imagination abspielt... (Ach, ja, die Imagination, diese Hure, die in ihrer Jugend vom Töpfer befangert wurde und jetzt von dir, der du in einem fort Romane und Erzählungen aus Mokkatassen schlürfst...)

Die Frau blickt direkt auf den Horizont, wo das Blau des Meeres und des Himmels sich vereinen (oder sich trennen, wer weiß?); die Sonne geht dort regelmäßig ein und aus, wie ein Haustier vom Patio in die Küche. Während die Frau den Sand, den Stein, den Schaum berührt, denkt sie daran, dass man einmal in ihrer Muttersprache mit ihr redete, doch sie, besser gesagt ihr Geist, beschloss: ich verstehe nicht. Denn sie wollte nicht verstehen, weil ihre Muttersprache nur dazu diente, anzugreifen, Menschen zu verletzen, und dagegen sträubte sie sich. Man redete auch in der Sprache der Ärzte zu ihr, doch die Frau, das heißt, die Gesten der Frau sagten: nein, nein. Und die Ärzte sprachen unbekannte Wörter aus und sie widersprach ihnen nicht. Sie ist dumm, sagten die Kinder, die schon Fahrrad fahren konnten und die Kleineren herumkommandierten. Sie ist dumm.

So lernte sie, mit den Vögeln zu sprechen und mit den Ameisen; mit dem Strand, dort, wohin keine Touristen kamen; mit dem Sand, der immer ein Geschenk für sie hatte. Die spitzen Felsen waren

Monolithen, über die in der Nacht Lichter zuckten und das eine oder andere Lächeln zauberten. Auch der Leuchtturm und das Licht der Hotels unterhielten sich mit der jungen Frau. Auch das Licht hatte etwas zu erzählen. Ganz zu schweigen von den Wellen, sie sprechen unaufhörlich mit dir, unaufhörlich. Gerade jetzt höre ich sie wieder, während ich mir vorstelle, wie die Frau auf dem riesigen Stein sitzt, dort wo es keine Touristen gibt — wie der, der gerade neben mir auf dem Kopf steht und Yoga-Übungen macht — dort, wo der Klang der Wellen umkehrt und zurückkommt und mich berührt.

Die Frau befestigt eine ihrer Freundinnen an ihrem linken Fuß, nicht am rechten, denn der ist stärker. Jetzt sehe ich, wie ihr Körper zwischen den kleineren Wellen dahin gleitet, solchen, die sich hüten, mit Gewalt aufzuschlagen. Jetzt sehe ich, wie ihr Körper mit einem königlichen Hofstaat aus Schaum auf den Sand zu treibt, aufgebläht bei tiefer Temperatur ... Was ist das wieder für ein seltsamer Einfall? Eine Frau, die mit den Steinen und Möwen sprach, soll sich umgebracht haben? Sie starb unerwartet und da werden sich sicher einige beschweren, dass ich wichtige Punkte überspringe: die Nachbarn werden geglaubt haben, dass sie sich aus Liebe umbrachte, wegen eines Mannes („der blonde Ausländer vielleicht, der auf dem Kopf steht und Yoga-Übungen macht“, werden die Frauen in der Früh beim Reiswauschen sagen). Sie werden die Geschichte mit jener der Meerjungfrau von Andersen verwechseln, die vom Schaum und nicht vom Prinzen geliebt wurde, vom Schaum mit seinen ewigen Auf und Ab ... Genau genommen, gehörte die dortige Fischfrau jedoch ins Wasser.

Ich lehne mich zurück und die Szene mit dem ganzen Dorf, das ihr die Schuld gibt, bedrückt mich. Die Frau kommt sich von den Frauen verflucht vor, mit ihren lebensfeindlichen Redensarten, Dämonen und magischen Kräften. Die Buben geben ihr zu essen und die Mädchen flechten ihr Zöpfe ins Haar. Eines Tages kommt sogar einer, der sie besitzen will, doch sie weigert sich. Sie hat beschlossen, nicht mit Menschen zu sprechen, weil sie Menschen nicht mag, weil sie weder lieben noch geliebt werden will, aber: der Mann bedrängt sie, verschreckt die Möwen, schreit lauter als die Wellen. Als die Nacht kommt und nur wenige Lichter aufflammen, beginnt der Mann sie zu streicheln und zu schlagen. Er ist verheiratet und seine Frau beschuldigt die Stumme, die Dumme da, eine Hure zu sein, eine Schamlose, eine Schwindlerin. Das Bild mit den Zöpfen über ihrer blutenden Brust, das Bild mit den schwarzblau unterlaufenen Augen, während das ganze Dorf Steine auf sie wirft, auf ihren Körper, der aussieht wie einer der Monolithen: in die Erde versenkt, aufrecht, teilnahmslos.

Einige Zeit später besuchte die Frau ihre Freundin, den Felsen, sie war allein und weinte. Ihr Körper hatte sich verwandelt, er gehörte ihr nicht mehr. Sie ist ganz allein, sie braucht niemanden, aber jetzt ist sie nicht mehr allein. Die Erinnerung überfällt sie. Die Frau ist müde. Sie befestigt einen riesigen Stein an ihrem Knöchel und springt. Es gibt dort eine Art natürlicher Mole mit spitzen, honigfarbenen, roten und kaffeebraunen Felsen, wie jene von Los Cabos in Mexiko. Vielleicht, weil wir, bevor der Pazifik entstand, eine einzige Erde waren, voll von Pflanzen und ohne Sprache; ein einziger, geschliffener Stein, von Sonne und Salpeter gebadet, wie der, der mich jetzt streichelt, wie der, an den ich mich damals klammerte, aus Angst vor dem Seelöwen, der uns beiden im Boot Beifall klatschte, mir und dem unvergesslichen Mann (unvergesslich ist etwas, das uns nicht mehr begleitet).

Es ist nicht schwer, diese Frau zu verstehen, die den Menschen die Sprache verweigert, die mit Vögeln und Krebsen spricht, mit Wolken und Licht. Es ist nicht schwer, denn es gibt Menschen, die sprechen und nicht gehört werden; die sprechen und nicht wissen, was sie sagen; die sprechen und damit die einzige Person verletzen, die sie verstehen könnte. Es ist nicht schwer, diese Frau zu verstehen, die auf *Die Sprache* böse ist, sich in ein Schweigen verkriecht, das uns dennoch etwas sagt: es gibt eine Möglichkeit, einen Verzicht. Es ist nicht schwer, wenn wir sehen, wie sich Menschen zusammenrotten und Steine werfen, die sich Gesetze nennen, die sich Krieg nennen, gegen ehebrecherische Frauen, gegen verbrecherische Staaten. Es ist nicht schwer. Vor allem, wenn du — wie die Person, die sich das ausdenkt — in einem Land lebst, in dem die Sprache dich schon beim Sprechen ablehnt, dich mit Argwohn betrachtet, mit Vorsicht, als würdest du eine Waffe tragen, die jeden Augenblick los gehen kann. Es ist nicht schwer, zu erkennen, dass das Wort nicht zählt, dass ein Lächeln mehr bewirkt und die Nacht keinen Unterschied macht. Deshalb die Reise nach Shirahama, deshalb der weiße Sand, das einsame Weinen an der Mole. Man kann nicht jeden Tag hingehen und den Steinen ins Gesicht sehen. Der Fels zu meinen Füßen, so wie mein anderer von Los Cabos, das Seil um den Knöchel, zuerst lose, jetzt gespannt. Das Wasser ist eiskalt, wie mein Körper zwischen den Wellen.

© Autorin: Cristina Rascón (Mexiko, 1976)

© Übersetzung: Eva Srna